Eugenik.*)

Von **Wilhelm Betz.**

(Schluß.)

Die Schwierigkeit nun, die Kinder standesgemäß unterzubringen, führt die besseren Familien dazu, die Kinderzahl zu beschränken, und auch in den unteren Schichten, wo das Standesgemäße eine geringere oder überhaupt keine Rolle spielt, sind gerade die tüchtigeren Elemente, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit heraufarbeiten, eben durch ihre konservierenden Instinkte veranlaßt, ebenfalls die Kinderzahl niedrig zu halten; es ist ganz natürlich, daß sie ihr bißchen Vermögen nicht in eine große Nachkommenschaft verzetteln wollen, während das leichtsinnige Volk der untersten Schichten ruhig ein Kind nach dem andern erzeugt. Die weniger tüchtigen Bevölkerungselemente vermehren sich also viel stärker als die Tüchtigeren. Von Pearson wurde nun ein überaus wichtiges Gesetz nachgewiesen, daß nämlich die Hälfte der zweiten Generation einer Bevölkerung von nur zwölf Prozent der gesamten Bevölkerung der ersten Generation erzeugt wird. Dieses Gesetz gilt nicht nur für die gesamte Bevölkerung, sondern auch wieder innerhalb der einzelnen sozialen Schichten. In der dritten Generation stammen schon 78 Prozent der Bevölkerung von dem fruchtbareren Teil ab; in der nächsten schon 96 Prozent. Die Kinderzahl der oberen Klassen ist nun seit einigen Jahrzehnten in ständigem Rückgang begriffen, während der weniger tüchtige Teil der Bevölkerung durch die Verbesserung der ökonomischen Bedingungen und den Rückgang der Mortalität an Fruchtbarkeit zunimmt und sich immer mehr ausbreitet. Unter diesen Umständen muß aber die durchschnittliche Tüchtigkeit einer Nation rapide sinken, und der Mangel an großen Männern heutzutage ist ein Zeichen, daß der Rückgang schon eingesetzt hat. Der Untergang der Griechen und Römer ist ein furchtbares Beispiel, wie in einem kurzen Zeitraum von etwa hundert Jahren nach der höchsten Blüte keine großen Männer mehr dem Volke erstehen, wie auf einmal die großen Familien erlöschen und nur ein unfähiger und zügelloser Haufen geringwertiger Menschen übrig bleibt. Die Volkszahl vermehrte sich wohl noch, aber die besseren Elemente heirateten nicht mehr und starben aus. Das pflegt man der moralischen Verwilderung zuzuschreiben, aber diese moralische Degeneration ist nicht Ursache des Aussterbens, sondern umgekehrt die Verminderung der Zahl der besseren Elemente ist die Ursache der moralischen Entartung, indem sich die leichtsinnige Masse immer stärker vermehrt und ihren Leichtsinn und ihre Minderwertigkeit in ihrer Nachkommenschaft vererbt und unaufhaltsam ausbreitet. Der Luxus der guten Familien in Rom und in Griechenland zur Zeit der Blüte war wohl verhältnismäßig stärker als heute; wie weit er die Beschränkung der Kinderzahl bewirkte, läßt sich an unseren heutigen Verhältnissen nicht ohne weiteres messen, da die ökonomischen Verhältnisse der damaligen guten Familien von den heutigen wesentlich abwichen. Diese Dinge verdienen die allerernsteste Beachtung des sozialen Gesetzgebers.

Gibt es nun Mittel, die degenerierenden Einflüsse zu beseitigen und die Zahl der Tüchtigen konstant zu halten oder gar zu erhöhen? Der Luxus zunächst ist etwas viel zu Faszinierendes, als daß man ihn mit Zeitungsartikeln eindämmen könnte. Und es hätte wirklich keinen Zweck, den jungen Leuten der oberen Kreise zu predigen, sie sollten früh heiraten und in einer Vierzimmer-Wohnung im Hinterhaus Kinder zeugen. Seine sozialen Gewohnheiten gibt niemand so leicht auf; und ein junger Mann, der es zu etwas bringen will, kann sich einfach bei knappem Einkommen nicht mit Weib und Kind belasten. Wohl aber könnte man das Gewissen beträchtlich inbezug auf die Qualität der Heirat schärfen. Die öffentliche Meinung ist jetzt immerhin soweit schon aufgeklärt, daß man sich geniert, eine notorisch ungesunde Person zu heiraten. Aber lieber Gott, wenn die Familie gut ist und wenn Geld da ist, dann meint jeder, es sei eine gute Partie, und man fragt nicht lange, ob er dumm oder gescheit sei und in eine dumme oder begabte Familie heirate. Es ist traurig, wie wenig doch eigentlich die Intelligenz geschätzt ist. Verbindungen zwischen Dummen und Gescheiten, zwischen Gesunden und Ungesunden sollten in viel höherem Grade mit dem Stigma der Mesalliance belegt werden als Verbindungen zwischen sozial nicht Gleichgestellten. Es ist gerade so schlimm, als wenn man Vollblutpferde mit Droschkengäulen kreuzte.

Wir haben gesehen, daß die wohlsituierten Kreise den Bedarf der Nation an sehr befähigten Männern nicht decken können. Die Nation hat also das allergrößte Interesse, daß die sehr begabten Leute der unteren Schichten an die Front gelangen und daß sie zweitens in den Stand gesetzt werden, so frühzeitig zu heiraten, daß sie noch Aussicht auf eine große Nachkommenschaft haben. Und hierfür sind die Chancen heute in Deutschland erheblich schlechter als z. B. in England. Betrachten wir die Chancen, die ein exzeptionell begabter Sohn eines armen Bauern oder Arbeiters in den verschiedenen Berufen hat. Bei einer technischen Begabung ersten Ranges ist er ganz sicher, einen glänzenden Weg zu machen; er wird zunächst wohl Schlosser, kommt in eine große Fabrik und hat da Gelegenheit und Anregung, sich selber fortzubilden. Bücher bekommt er leicht, und bei seiner Begabung hat er keine technische Hochschule nötig, um sich die mathematischen und physikalischen Kenntnisse anzueignen und sich auf das Gebiet zu konzentrieren, das ihn am meisten interessiert, und er wird sehr bald in leitende Stellungen aufrücken. Da er sehr viel früher angefangen hat als ein Ingenieur, der von der technischen Hochschule kommt, wird er sehr bald den Vorsprung des Diplomierten einholen, und mit dreißig Jahren wird er wahrscheinlich keine schlechtere Stellung haben als ein regulärer Ingenieur mittlerer Begabung, und mit vierzig Jahren schon kann er irgendwo ein leitender Mann sein. Der Arbeiter- oder Bauernsohn mit exzeptionellen kaufmännischen Fähigkeiten hat vielleicht etwas schlechtere Chancen insofern, als er sich seines Talentes in der Regel wohl nicht früh bewußt wird und deshalb nicht zeitig in die Stadt zieht und eine zielbewußte Ausbildung sich verschafft. Indessen ist wegen der Erblichkeit der Begabung wahrscheinlich, daß irgend jemand in der Familie schon kaufmännische Talente hat und dem Jungen die ersten Schritte ebnen kann. Dann käme wohl die politische Begabung, und dies ist ohne oratorisches und journalistisches Talent nicht möglich. Ist es da, dann sind die Chancen äußerst günstig, daß einer Parteiführer wird, und ein Ministersessel ist dann nicht geradezu ein Ding der Unmöglichkeit auch in Deutschland nicht. Das politische große Talent hat aber in England ganz wesentlich günstigere Bedingungen als in Deutschland, und zwar bei jeder Partei. Wenn einer englischen Parteileitung bekannt wird, daß irgendwo ein junger Mann mit vielversprechenden parlamentarischen Fähigkeiten und ausreichender Bildung existiert, dann sorgt sie dafür, daß er ins Parlament kommt, und dann hängt es nur von ihm ab, wie hoch er's noch bringen wird.

Die besten Chancen haben vielleicht Künstler und Musiker. Das Talent pflegt sich früh und eklatant zu zeigen, und dann finden sich Stipendien und Kunstfreunde, die dem jungen Mann weiterhelfen. Ich habe den Eindruck, daß von den hervorragenden Menschen am häufigsten Künstler und Musiker aus kleinen Verhältnissen stammen, was allerdings vielleicht nicht ganz Erfolg der besseren Chancen ist. Denn eine kleine künstlerische Veranlagung der Eltern verbessert nicht die materielle Lage der Familie, während es die kaufmännische Anlage tut. Sehr viel schlechter sind die Chancen eines armen Jungen für diejenigen Berufe, die eine Universitätsbildung voraussetzen. Einmal zeigt sich eine ausgezeichnete wissenschaftliche oder juristische Begabung nicht in früher Jugend; Männer ersten Ranges waren nicht selten schlechte Schüler. Aber auch angenommen, ein Junge lerne ungewöhnlich gut in der Volksschule, so nützt ihm das sehr wenig. Wenn sich der Lehrer oder der Pfarrer oder Pastor für ihn interessiert, dann können sie ihm ja höchstens magere Stipendien verschaffen, an deren Ende die Existenz eines Lehrers oder Pfarrers oder Pastors winkt, nicht mehr. Und sehr oft wird ein Junge, in dem ein großer Naturforscher schlummert, keinerlei Neigung zu einer solchen Existenz haben und er wird die Möglichkeit zu studieren gar nicht ergreifen. Kommt er aber nun glücklich zur Universität, dann ist er gezwungen, Theologie oder Philologie zu studieren, weil es nennenswerte Stipendien für Juristen oder Mediziner oder für die anderen Naturwissenschaften überhaupt nicht gibt, und weil außerdem alle Stipendien mit beendetem Studium erlöschen. Angenommen, es stecke in dem jungen Mann ein Mediziner ersten Ranges, dann kann er gar nicht daran denken, Medizin zu studieren; Theologie oder Philologie werden ihn langweilen und er wird notgedrungen ein schlechter Pfarrer oder ein schlechter Pastor oder ein gelangweilter Schulmeister, und seine außerordentliche Begabung ist für die Menschheit verloren.

Nun kann man allerdings annehmen, daß ein Mann von superiorer Intelligenz und superiorer Energie Mittel und Wege finden wird, seine besondere Begabung und seine besonderen Interessen zu betätigen. Aber Intelligenz und Energie sind von einander unabhängig; es ist also ein ganz besonders glücklicher Zufall, wenn eine Intelligenz ersten Ranges mit einer Energie ersten Ranges im selben Individuum vereinigt ist. Und man kann wohl sagen, daß eine große Zahl ganz hervorragender Männer der Wissenschaft nicht imstande gewesen wäre, sich einen reichlichen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn sie ganz auf sich selbst gestellt gewesen wären, wenn die Allgemeinheit nicht dadurch für sie gesorgt hätte, daß sie eine Stellung an der Universität bekamen, eine Stellung, die häufig fast die ganze Zeit dem Professor zu eigenen Arbeiten zur Verfügung läßt. Nun hat ein ordentlicher Professor im allgemeinen ein ausreichendes Einkommen, teilweise sogar ein recht großes Einkommen; und auch ein ordentlicher Professor kann, wenigstens auf den wichtigeren Professuren der größeren Universitäten, von seinem Einkommen leben, aber nur bei sehr bescheidenen Ansprüchen heiraten. Nun dauert es aber im Durchschnitt mindestens zirka sieben Jahr: vom beendeten Studium an bis zur Professur, in denen das Einkommen praktisch Null ist, es sei denn, daß für die betreffende Wissenschaft ein Institut besteht, wo dann ein Assistentengehalt von meist nur 1200 Mk. zur Verfügung steht. Ein wohlwollender Ordinarius kann außerdem noch ein paar hundert Mark aus den Praktikumsgeldern in die Tasche der Privatdozenten fließen lassen, aber auf jeden Fall kann ein junger Mann nur bei größter Bedürfnislosigkeit von dieser Summe existieren, und von Heiraten kann keine Rede sein. Das heißt also schlecht wohnen und schlechte Ernährung in einer Lebensperiode, wo die meisten großen Gelehrten, wie Ostwald so oft betont hat, ihre besten Ideen, ihre große Konzeption haben. Vermögenslose junge Leute aus den oberen Schichten werden sich auf eine solche Misere nicht einlassen, können also an die akademische Laufbahn gar nicht denken, am wenigsten die originellen Köpfe, denen eine leidlich schnelle akademische Karriere nichts weniger als sicher ist, wenn sie die gewohnten Bahnen verlassen. Und die Leute aus den unteren Schichten, die ja die nötige Bedürfnislosigkeit mitbringen, sind wieder von den Professoren nicht gern gesehen, weil sie äußerlich wenig präsentabel sind.

Nun kann man allerdings hoffen, daß die Intelligenzen allerersten Ranges sich schon als Studenten so auszeichnen, daß man sie zu halten sucht, oder, wenn sie Schullehrer geworden sind, daß sie Zeit genug finden, sich so auszuzeichnen, daß sie an die Universität berufen werden, wie Ranke und Mommsen z. B. Aber diese Hoffnung ist noch lange keine Sicherheit. Männer wie Leibniz werden nicht zugrunde gehen, aber wenn ein Mann wie Kant vor dreißig Jahren als Sohn eines Fabrikarbeiters geboren worden wäre, dann ist es sehr zweifelhaft, ob er zum Studium und zu einer Privatdozentur gekommen wäre, und ob er ohne das dann noch Zeit und Kraft und Gesundheit und Anregung gefunden hätte, die „Kritik der reinen Vernunft" zu schreiben, ist höchst ungewiß. Es ließe sich eine ganze Reihe von Männern nennen, die als Studenten keine eklatanten Fähigkeiten zeigten, namentlich solche, die später ihre eigenen Wege gingen und neue Zweige der Wissenschaft inaugurierten. Diese finden von der Universität aus keine Ermutigung, und wenn sie nicht zufällig in leidlichen Vermögensumständen sind, sodaß sie eine Zeit lang zusehen können, dann müssen sie sich so frühzeitig nach einem gut nährenden Beruf umsehen, daß ihnen keine Zeit bleibt, ihre Ideen ausreifen zu lassen. Diese Inkubationszeit darf man nicht unterschätzen. Wenn sich nicht zufällig die Interessen eines bedeutenden jungen Mannes genau mit denjenigen Feldern der Wissenschaft decken, die in einem bestimmten Zeitpunkt gerade von den Maßgebenden angebaut werden, dann dauert es einige Jahre nach beendetem Studium, bis der junge Mann dasjenige Arbeitsgebiet tastend herausfindet, das ihm nun wirklich und ganz eigentlich interessiert und alle seine Gedanken in Anspruch nimmt. Diese Entwicklung wird aber in weitaus den meisten Fällen durch die Geldfrage abgeschnitten. Ein junger Mann ist in der Regel, bevor er überhaupt sein Studium beginnt, schon auf seinen künftigen Beruf festgenagelt, ehe er überhaupt eine Ahnung hat, was etwa Medizin ist und was sie von ihm verlangt. Bis man merkt, daß die Berufswahl ein Mißgriff war, ist es fast immer zu spät, noch einmal umzusatteln. Mit achtzehn Jahren ist der junge Mann noch ganz unreif und kennt sich selber noch nicht, er ist erst gegen das 25. Lebensjahr ausgewachsen, auch körperlich. Für die Nation ist es ja ziemlich gleichgültig, ob sich irgend ein Durchschnittsverstand als mäßiger Mediziner oder als mäßiger Jurist oder Chemiker durchs Leben bringt, aber es ist von höchster Wichtigkeit für die Nation, daß die originalen Köpfe den Weg zum richtigen Platz finden, und nicht nur die Studenten, sondern alles was von guten Köpfen auch in den untersten Schichten vorhanden ist. Das ist eine Aufgabe von der größten Wichtigkeit und durchaus nicht ein dilettantischer Sonntagswunsch. Man muß also einmal die guten Köpfe herausfinden, und dann muß man auf Jahre hinaus für ihren Lebensunterhalt sorgen. In Deutschland wird für Schulen und Universitäten mehr getan als in irgend einem anderen Lande, aber für die Auslese der guten Köpfe und ihren Unterhalt geschieht so gut wie nichts. Anders in Frankreich und anders in England. Im Prinzip hat bekanntlich jeder, auch der ganz unbemittelte Franzose, die Möglichkeit, sich die höchste Ausbildung zu verschaffen, was für jede Stufe von der Qualität der Examensleistung abhängt. Die Ecole Polytechnique etwa ist ein Internat, dessen Absolventen sofort eine Anstellung als Ingenieur oder Artillerie-Offizier erhalten. Und ähnlich bei anderen hohen Schulen. Diese haben aber nur eine beschränkte Anzahl von offenen Stellen, die Konkurrenz ist also ganz enorm, die Examina sind sehr schwer, und qualifiziert das Examen einen jungen Mann nicht zur Aufnahme, dann bedeutet die Examenvorbereitung einen ganz erheblichen Zeit- und Kraftverlust. Durch eine Reihe ausgezeichneter Examen wird der Sohn armer Eltern also zum gemachten Mann, da auch die spätere Karriere noch auf eine große Strecke durch ein gutes Examen günstig beeinflußt wird; und die Motive, sich für die Examina anzustrengen, sind für die jungen Leute recht stark. Das französische System wäre im Prinzip also ideal, wenn die Güte des Examens wirklich ein scharfer Maßstab für die Intelligenz wäre. Aber gerade die originalen Köpfe, deren Begabungen nicht auf dem Gebiet der Examinationsfächer liegen, werden keine hochwertigen Examina ablegen und das Leben mit schlechten Chancen beginnen. Ganz anders liegen die Dinge in England, wo ja ein großer Teil des Erziehungswesens auf privaten Unternehmungen beruht. Eine Menge lokaler Schulen werden von den reichen Leuten der Umgebung unterhalten, oder man stiftet Beiträge oder reichliche Stipendien zum Besuch einer besseren Schule oder der Universität. Solche Stipendien existieren in großer Menge, und jede größere Schule verfügt über einige. Tritt irgendwo ein fähiger Junge auf, dann fällt es dem Lehrer oder dem Pastor nicht schwer, einen reichen Mann für ihn zu interessieren, der ihn zunächst eine gute Schule besuchen läßt, wo er Gelegenheit hat, eines der vielen guten Stipendien von dreitausend bis sechstausend Mark pro Jahr zu gewinnen zum Besuch einer Universität, und da kann er wieder eine gute „Fellowship" erreichen, die ihrem Inhaber vielleicht auf sechs Jahre ein Einkommen von sechstausend Mark verschafft, wofür nicht das Geringste von ihm verlangt wird. Die verschiedenen „Fellowships" sind in ihrem Wert natürlich recht verschieden, aber eine gute „Fellowship" hat diesen für deutsche Verhältnisse ganz unerhörten Betrag, und es ist durchaus nicht sehr schwer, eine solche zu erreichen. Und was weiter gar nicht zu unterschätzen ist, der Sohn kleiner Leute lernt in Oxford und Cambridge gute Manieren, und durch eine gute „Fellowship" kann er in London salonfähig werden, wenn seine Neigung dahingeht. Der Gewinner nun der höchsten akademischen Auszeichnung in England, der „Senior Wrangler", das ist der Mann, der das beste Examen in Mathematik macht, hat die denkbar besten Chancen für irgendeine Karriere, er findet offene Türen, wo er sich auch melden mag. Die Namen des Senior, Second und Third Wrangler pflegen in den großen Zeitungen des Landes publiziert zu werden.

Was blüht dagegen einem jungen Mann in Deutschland von ausgezeichneter mathematischer Befähigung? Wenn es hoch kommt, wird ihm zur Habilitation geraten, und wenn er kein Geld hat, werden wohl die paar Hundert Mark für ihn flüssig gemacht, von denen er kümmerlich sein Leben fristen kann; oder es bleibt ihm nichts übrig, als Schulmeister zu werden, wo seine möglicherweise für ganz andere Aufgaben geeignete Intelligenz für die Allgemeinheit verloren bleibt. Es wäre aufs dringendste zu wünschen, daß reiche Leute, die an sich gewillt sind, größere Summen für die Wissenschaft bereit zu stellen, Stipendien stiften, die so reichlich zu bemessen wären, daß unvermögende Privatdozenten anständig davon leben könnten, Stipendien, die die Stifter, wie das in England üblich ist, ja mit ihrem Namen verknüpfen könnten. Deutsche Verhältnisse sind auf Stipendien nicht zugeschnitten, und es wäre wohl nicht leicht, die Dinge wirksam zu organisieren, aber man bedenke, daß das Geld wohl angewandt wäre, wenn unter hundert Stipendien nur eines einem großen Mann zugute käme. Es ist eben ein schwierig Ding, einem jungen Manne anzusehen, was noch aus ihm werden mag.

In Deutschland hat ein guter Kopf höchstens in den Landschulen die Chance, bemerkt zu werden und vielleicht einen Gönner zu finden, aber nicht in der Stadtschule. Ungefähr ein Drittel der deutschen Bevölkerung lebt aber in Städten über zwanzigtausend Einwohner, und gerade die intelligentere, unternehmungslustigere Bevölkerung zieht sich nach den Städten. Aber selbst wenn dort der gute Kopf durch irgend einen Zufall entdeckt würde, dann behält er immer eine relativ geringere gesellschaftliche Stellung, während er in England ein Peer werden kann. Der englische Adel ist bekanntlich weit weniger exklusiv als der deutsche, er ergänzt sich beständig aus den tüchtigsten Leuten der Nation: nicht nur Politiker, Administratoren, Militärs, sondern auch eminente Geschäftsleute, die höchsten Richter, Literaten, Künstler und Männer der Wissenschaft werden mehr oder weniger regelmäßig zu Peers gemacht, wenn sie reich genug sind. So kommt es, daß der englische Adel in der Tat vielseitiger ist und einen weiteren Horizont hat als die deutsche Aristokratie.

Es bleibt mir noch übrig, ein Wort über die Geschichte der Eugenik als Wissenschaft zu sagen. An der Londoner Universität besteht ein „Eugenics-Laboratory", das exakte Untersuchungen über die hier erörterten Fragen vornimmt. Sir Francis Galton hat im Jahre 1869 ein Buch „Hereditary Genius" erscheinen lassen, in dem er nachwies, daß die Begabung erblich ist, daß die Mehrzahl der bedeutenden Männer Blutsverwandte hatten, die weit über das Mittelmaß hinausragten. Das war damals etwas ganz Neues, da man in den Fußtapfen Buckles alles durch das Milieu erklärte. Galton, ein Vetter Darwins und ein Mann von ganz ungewöhnlicher Vielseitigkeit, hat dann die Probleme der Erblichkeit in einem zweiten Buche „Natural Inheritance" 1889 ganz bedeutend vertieft und auf eine mathematisch-statistische Basis gestellt. Bald darauf hat dann der Mathematiker Karl Pearson (Verfasser der auch ins Deutsche übersetzten Grammar of Science) neue statistische Methoden zur Untersuchung der Evolution überhaupt zu entwickeln begonnen. Seit 1901 geben Galton und Pearson die Zeitschrift „Biometrika" heraus, wodurch eine neue Epoche der Evolutionstheorie inauguriert wurde, indem damit der Anfang eines mathematisch exakten Studiums der Lebenserscheinungen gemacht wurde. Durch die Pearsonschen Methoden ist es jetzt tatsächlich ermöglicht, die Veränderungen zahlenmäßig zu erfassen, die eine Art in sukzessiven Generationen erleiden mag, wenn auch infolge experimenteller Schwierigkeiten dieser Teil der Untersuchungen noch nicht sehr weit gediehen ist. Denn um zu zuverlässigen Schlüssen zu kommen, müssen die Beobachtungen an Hunderten von Exemplaren unter einheitlichen Bedingungen angestellt werden. Die vitale Wichtigkeit dieser Dinge für die nationale Wohlfahrt hat dann Galton veranlaßt, aus eigenen Mitteln ein besonderes Institut für das Studium der menschlichen Verhältnisse zu gründen. Es wäre interessant zu wissen, aus welchen Schichten die hervorragenden Deutschen hervorgegangen sind; trotz aller Perorationen über die Superiorität der Germanen existiert nicht einmal eine Statistik darüber, ob die Süddeutschen oder die Norddeutschen mehr große Männer produziert haben.

*) Eugenik bedeutet Wohlgeborenheit im Sinne von „aus gesunder, tüchtiger und intelligenter Familie stammend" und soll nicht heißen „von vornehmer Geburt".

Gott ist allmächtig, doch kann er der Mitwirkung des Glaubens nicht entbehren, um den Menschen zu retten.

Künstlerdrama.

Aus dem Schwarzbuche eines Polizeibeamten.

Von **Josef Erler.**

„Andreina Silvestri."

„Silvestri? Vielleicht eine Verwandte Felice Silvestris, des ersten Tenors unserer italienischen Oper?"

„Seine Frau."

Ueberrascht blickte ich auf die kleine, schmächtige Gestalt, die in der bescheidenen Kleidung einer einfachen Bürgersfrau vor mir stand. War es möglich? Dieses unscheinbare Wesen sollte die Gattin Silvestris sein, des „göttlichen Felice", der, wo er auftrat, die für Bühnenhelden allerdings leicht empfänglichen Herzen der Damenwelt im Sturme eroberte, ein Erfolg, den er jedenfalls mehr seiner männlichen Schönheit, als der Kunst seines Gesanges verdankte. Ueber seine Gesangskunst waren überhaupt merkwürdige Gerüchte im Umlaufe. Man erzählte sich, daß er nie einen regelmäßigen Gesangunterricht genossen habe, ja daß er nicht einmal die Noten kenne. Dagegen sei seine Frau hochmusikalisch gebildet, sie sei es gewesen, die seine Stimme entdeckt und ihm jede Partie einstudiert habe. Aber nicht genug an dem. Bei jedem Auftreten halte sie sich hinter den Kulissen in seiner unmittelbaren Nähe auf, gebe ihm nicht nur stets im entscheidenden Momente den Ton an, sondern singe ihm jede größere Arie vor. Felice Silvestri sei ein wunderbarer lebender Automat, Andreina Silvestri aber dessen Besitzerin, die ihn mit Meisterschaft beherrsche. Sie erriet wohl, welche Gedanken sich mir bei ihrem Anblicke aufgedrängt haben mochten, denn ein bitteres Lächeln umspielte ihre schmalen blassen Lippen.

„Ich bin Ihnen nun wohl keine Unbekannte mehr, Herr Polizeidirektor?"

„In der Tat nein, Frau Silvestri," erwiderte ich und wies ihr einen Fauteuil an. „Ich habe bereits von Ihnen erzählen gehört."

„Und Seltsames, nicht wahr? Besonders über mein Verhältnis zu meinem Manne? Ja, es ist wahr, was er ist, ward er durch mich, durch mich allein. Und nun, o, es ist empörend!" Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Ohne ein Wort der Teilnahme wartete ich diesen Ausbruch des Schmerzes ab. Aus meiner Praxis wußte ich ja, daß dies das einzige Mittel war, welches auf das zarte Geschlecht beruhigend zu wirken vermag. Auch in diesem Falle bewährte es sich wieder.

„Verzeihen Sie mir, Herr Polizeidirektor, ich bin nicht mehr Herrin meiner Gefühle. Es ist auch nicht zu verwundern, wenn man das ganze Glücksgebäude, das man sich mühsam mit dem eigenen Herzblute errichtet hat, plötzlich zusammenstürzen sieht."

„Es handelt sich um Ihren Gatten?" fragte ich, um endlich einen Grund des Besuches der Dame zu erfahren.

„Um ihn — und sie, die mir Felice entreißen will."

„Ihr Gatte hat Sie hintergangen?"

„Hintergangen? O, wenn es nur dies wäre! Daran bin ich bei Felice gewöhnt. Aber diesmal handelt es sich um mehr. Die Albani —"

„Unsere Primadonna?"

„Ja sie, diese Elende, hat ihn so in ihre Netze verstrickt, daß er die Besinnung verloren hat und mich verlassen will — ihretwegen verlassen für immer! Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, Herr Polizeidirektor."

„Und was soll ich dagegen tun?"

„Sie müssen dies abscheuliche Unrecht verhindern. Heute abend ist der Schluß der Opernsaison. Morgen früh schon will er mit ihr die Stadt verlassen — ohne mich, sein rechtlich angetrautes Weib! Dagegen muß es auch in Ihrem Lande ein Gesetz geben, lieber als an ihrer Seite will ich Felice im Gefängnis wissen."

„Ich bedaure, Frau Silvestri, aber die Angelegenheit ist vollkommen privater Natur und entzieht sich daher meiner Ingerenz."

„Und die gerühmte Macht der Polizei?"

„Ist, wie Sie sehen, viel geringer als ihr Ruf. Sie müssen es selbst versuchen, Ihren Gatten vom äußersten Schritte zurückzuhalten. Ihr Einfluß auf ihn ist doch groß."

„Er war es — sie aber hat ihn vernichtet. Felice ist ihrem Banne verfallen, wie er einst dem meinen war. Aber ich lasse ihn mir nicht rauben — und sollte es mein Leben kosten! Was ist mir auch das Leben ohne ihn? Nicht einen Tag, nicht eine Stunde könnte ich ihn missen. Ich habe ihm alles, selbst meine Seele gegeben — wenn mein Recht die menschlichen Gesetze nicht zu schützen vermögen, werde ich allein den Kampf um ihn bis zum letzten Atemzuge führen!"

Sie hatte sich erhoben und diese Worte mit einer faszinierenden Glut hervorgestoßen. Das schwächliche Weib, das zu mir gekommen war, hatte sich in eine leidenschaftliche Heldin verwandelt, aus deren dunklen Augen eine dämonische Macht blitzte.

Jetzt begriff ich es, daß die Zaubergewalt, die sie über den Sänger ausüben sollte, kein Märchen war.

Als sie mit kurzem Gruße mein Bureau verließ, fühlte ich tatsächliches Bedauern, daß ich diesem Weibe nicht die erbetene Hilfe hatte gewähren können. —

Dieses Gefühls konnte ich mich auch nicht bis zum späten Abende entschlagen. Ich hatte nicht die Absicht gehabt, die Schlußvorstellung der italienischen Opernsaison zu besuchen. Man gab „Tosca". Die Oper hatte Dank ihrer musikalischen Schönheiten trotz des abstoßenden mord- und bluttriefenden Sardouschen Sujets einen großen Erfolg erzielt. Mir aber hatte sie zu hohe Anforderungen an meine ohnehin durch meine dienstlichen Obliegenheiten stark in Anspruch genommenen Nerven gestellt und hatte ich mir daher nur abwechselnd einzelne Teile derselben angehört. Heute zog es mich jedoch wie mit unsichtbarer Gewalt in das Theater. Als ich dasselbe betrat, hatte eben die Pause vor dem letzten Akte begonnen. Dies war mir willkommen. Ich konnte dieselbe benutzen, um nach Frau Silvestri zu sehen, die ich jedenfalls auf der Bühne treffen mußte, wo sie sich während jeden Auftretens ihres Gatten unfehlbar aufhielt. Ich brauchte auch nicht lange nach ihr zu suchen. Sie stand im Vorraume hinter der zweiten Kulisse vor einem Ständer, an welchen eine Anzahl Gewehre gelehnt waren. Eines derselben hielt sie in der Hand. Ich grüßte. Sie erwiderte nur mit einem flüchtigen Kopfnicken. Es schien mir, als ob sie von meinem Erscheinen nicht angenehm berührt wäre.

„Was machen Sie hier, Frau Silvestri?"

„Ich habe die Gewehre geladen, mit denen Mario erschossen wird. Ich tue dies bei jeder Vorstellung, seit mein Mann in Palermo durch ein zufällig scharf geladenes Gewehr bald um das Leben gekommen wäre."

„Zufällig?"

„Man sagte es. Eine gerichtliche Untersuchung wurde über Bitten des Impresario nicht eingeleitet. Ich habe unter der Bedingung zugestimmt, daß in Zukunft nur von mir selbst geladene Gewehre in der Exekutionsszene verwendet würden. Sehen Sie hier meine Munition."

Sie nahm aus einem Täschchen eine, wie ich sofort erkannte, ursprünglich scharf geladene Patrone, aus welcher die Kugel entfernt war.

„Haben Sie keine eigenen Theaterpatronen in Verwendung?"

„Nein, ich breche die Kugeln selbst aus den Patronen und fühle mich dadurch sicherer."

„Und wie steht die Angelegenheit mit Ihrem Manne?"

„Sehen Sie selbst." Sie wies nach einer Ecke der Bühne, in welcher Silvestri mit der Primadonna im angelegentlichen Gespräche stand.

Es war ein prächtiges Paar. Der „göttliche Felice" von großer und doch edel geformter Gestalt, mit einem klassisch geschnittenen Gesicht, dessen Schönheit nicht durch die künstlichen Folterwunden Marios entstellt, sondern eher gehoben wurde und die junonisch gebaute Albani, die in der ebenso reichen als verführerischen Soireetoilette der „Tosca" der armen kleinen Frau des Sängers allerdings vollen Grund zur Eifersucht geben konnte. Der schrille Ton einer Klingel unterbrach meine Betrachtung.

Mit raschen Schritten näherte sich uns der Inspizient mit einem Trupp Soldaten.

„Ist alles in Ordnung?" fragte er Frau Silvestri.

„In voller Ordnung," erwiderte sie tonlos, ihre Blicke wie geistesabwesend starr auf das verräterische Paar geheftet.

„Dann schultert die Gewehre. Zwei Wachen auf die Bastion, die übrigen warten hier, bis sie abgeholt werden. Bühne frei, alles auf die Plätze!"

Das elektrische Läutewerk verkündete den Beginn des dritten Aktes, das Orchester intonierte das Vorspiel.

Frau Silvestri, deren Antlitz marmorbleich geworden war, hielt den Gewehrständer krampfhaft umfaßt, sie schien einer Ohnmacht nahe.

„Fassung," flüsterte ich ihr rasch zu, „auch diese für Sie so schwere Prüfung wird ihr Ende finden."

„Jawohl, ihr Ende." Sie reichte mir die Hand. Eisig kalt lag dieselbe einen Moment in der meinen. Dann war Frau Silvestri hinter der Szenerie der Kasematte verschwunden, in welcher Mario seine große Abschiedsarie zu singen hatte.

Ich wollte das Theater verlassen, konnte es aber nicht. Unbewußt betrat ich meine Loge, die Teilnahme an den Personen, denen ich heute vor und hinter den Kulissen die Rollen in einem Drama aus dem Leben zugefallen waren, überwand meine Abneigung gegen die letzten Schauerszenen der Oper.

Felice Silvestri hatte eben jene ergreifende Arie gesungen, mit welcher der zum Tode des Erschießens verurteilte Mario Cavaradossi Abschied vom Leben nimmt. Dieselbe hatte sonst immer einen Triumph des Sängers gebildet, heute hatte er aber damit kein Glück gehabt. Seiner Stimme hatte der Klang, seinem Vortrage der Ausdruck gefehlt. War Frau Silvestri nicht an ihrem gewohnten Platze, oder fühlte sie sich infolge ihrer Gemütsaufregung außerstande, ihrem Gatten die richtigen Töne zu soufflieren? Das Publikum fragte nicht danach, fand sich enttäuscht und verlangte heute zum erstenmal gegen die bisherige Gepflogenheit die Arie nicht zur Wiederholung. Auch das Duett Marios und Toscas, in welchem sie ihm die Kunde bringt, daß sie den Polizeipräsidenten Scarpia getötet habe, nachdem sie ihm die Begünstigung abgerungen, daß an Mario nur eine Scheinexekution vollzogen würde und sie mit ihm dann fliehen könne, erzielte nicht die gewohnte Wirkung. Rasch eilte die Handlung ihrem Abschlusse zu.

Die Exekutionstruppe erschien auf der Bühne. Mario hatte der Mahnung Toscas, so möglichst naturgetreu seinen Tod zu markieren, Folge leistend, mit entblößter Brust Aufstellung genommen, der Exekutionskommandant hob seinen Säbel, die Schüsse krachten und Mario stürzte kopfüber zu Boden. Der Polizeibeamte Spoletta warf höhnisch den Mantel über den Körper des Gerichteten und marschierte dann mit der Truppe ab. Nun war der aufregendste Moment der grausigen Handlung gekommen. Tosca ruft dem Geliebten zu, daß der Weg frei sei und ihm in ihren Armen ein neues Leben winke. Mario! Mario! — Keine Antwort. — Sie entfernt den Mantel. — Wie gut er den Toten markiert! — Sie hebt sein Haupt — schwer fällt dasselbe zurück — sie sieht Blut — ein entsetzlicher Schrei — man hat sie betrogen — ihren Mario nicht zum Scheine, sondern wirklich erschossen. — —

Auch [illegible] stieß die Albani diesen furchtba[illegible] aus, aber er klang mir noch [illegible] und markerschütternder als son[illegible] [illegible]te die Haare, gebärdete sich [illegible] mußte erst von Spoletta, der [illegible] Szene erschienen war, gewa[illegible] der Leiche gerissen und daran [illegible]den, daß sie den Todessprung von [illegible] in die Tiber auszuführen ha[illegible] sie dann auch wankend, die letzten Worte vergessend, mit welchen sie Scarpia vor Gottes Richterstuhl zu rufen hat, unternahm.

Der Vorhang fiel und das Publikum, überwältigt von der Realistik dieser Darstellung, brach in frenetischen Beifall aus.

„Albani! Silvestri! Fuori! Fuori!" donnerte es aus vielen hundert Kehlen durch die Räume des Hauses, aber umsonst — der Vorhang hob sich nicht.

Weshalb? Ich eilte auf die Bühne.

Dort herrschte eine heillose Verwirrung. Mario lag noch am Boden — mitten in seinem Blute. Seine Frau hatte sich über ihn gestürzt und bedeckte sein bleiches Antlitz mit Küssen.

Der Theaterarzt war bereits zur Stelle. Er hatte Silvestri rasch untersucht.

„Tot — eine Kugel hat sein Herz durchbohrt."

Die Aermste hatte es gehört. Sie lachte dem Arzt hell ins Gesicht. Ein entsetzliches Lachen, das ich nie vergessen werde.

Mit gerungenen Händen kam der Impresario auf mich zugestürzt.

„Herr Polizeidirektor, welch unglücklicher Zufall!"

Wieder ein Zufall? — —

Andreina Silvestri mußte am nächsten Morgen in der Zwangsjacke nach der Irrenanstalt zu N. abgeführt werden.

Die kurz darauf eingelangte Nachricht ihres Todes bildete den Abschluß unserer Erhebungen über den traurigen Fall. Die Akten wanderten in die Registratur und werden dort vergilben.

Unter Archivstaub und einem schlichten Erdhügel des Ortsfriedhofes in N. liegt das Geheimnis des unglücklichen Endes des „Göttlichen Felice" und seiner armen kleinen Frau für immer begraben.

Strychninvergiftung.

Das Strynin, das aus der Rinde und den Früchten des Krähenaugen- oder Brechnußbaums abgesondert wird, ist eines der stärksten Gifte, die überhaupt bekannt sind. Es wäre daher das beste, wenn sich der Mensch gar nicht mit seiner Zubereitung abgäbe, aber die Natur hat es nun einmal so eingerichtet, daß die gefährlichsten Gifte gleichzeitig heilende Eigenschaften besitzen. So lange sich nun aber solche Stoffe überhaupt in der Hand der Menschen zu irgendwelchen Zwecken befinden, werden noch immer gelegentlich teils aus Fahrlässigkeit, teils aus Absicht Fälle von Vergiftung vorkommen. Ein im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung mitgeteilter Fall zeigt, daß aber auch eine Strychninvergiftung nicht unter allen Umständen tötlich zu verlaufen braucht. Ein junger Student der Pharmazie hatte aus Versehen 16 Strychninpillen in weniger als drei Stunden zu sich genommen. Er konnte sich noch eben ins Krankenhaus begeben und dort die nötigen Angaben machen, aus denen der Arzt sah, was geschehen war. Sofort erhielt er zwei Tassen heißen schwarzen Kaffee, verfiel aber in schwere Krämpfe und in eine fast völlige Lähmung der Atmungsmuskeln, so daß sein Leben in unmittelbarer Gefahr stand. Unter Verabreichung von Chloroform wurde eine gründliche Auswaschung des Magens mit starkem Kaffee vorgenommen, aber es blieb lange Zeit fraglich, ob der Vergiftete, dessen Gesicht in der Bewußtlosigkeit ein eigentümliches Grinsen angenommen hatte, noch einmal zum Leben erwachen würde. Nach drei Stunden aber war er bereits bei vollem Bewußtsein, nahm große Mengen heißes Wasser zu sich und konnte nach vier Tagen, vollkommen hergestellt, entlassen werden.

Die Zeit der Viola.

Das vornehme Instrument des 16. und 17. Jahrhunderts war die Viola, die häufig so groß wie eine Baßgeige gemacht wurde. Sehr wenig galt damals die Violine — „von ihr leben nur gemeine Musiker", schrieb ein Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten von ihr. Die vornehmen französischen Damen jener Zeit spielten nicht wie im 18. Jahrhundert Harfe oder im neunzehnten Klavier — sie spielten die Viola. Mit einem niedlichen Baßgeigenscherz überraschte übrigens der Tenorist Garnier, der Hofmusikus Heinrichs des Vierten war, einmal die Königin Margarete. Er trug eine neue Tenorarie vor und begleitete sie selbst auf einer neuen Baßgeige, deren Töne, wie er behauptete, der menschlichen Stimme nahe kämen. Die Wirkung dieses Duetts war geradezu verblüffend, Garnier beeilte sich aber, sofort die Erklärung dafür zu geben: In der Baßgeige saß ein Knabe, der mit gedämpfter Stimme die auf die Wirkung klug berechnete Komposition mitgesungen hatte.

Verlorene Liebesmüh. „Warum geruhen Majestät so tiefsinnig zu sein?"

„Ich sinne immer und immer nach und kann mir nichts denken, was ich hätte werden sollen, wenn ich zum Beispiel nicht König geworden wäre."